

Mon Repos

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633234>

Nutzungsbedingungen

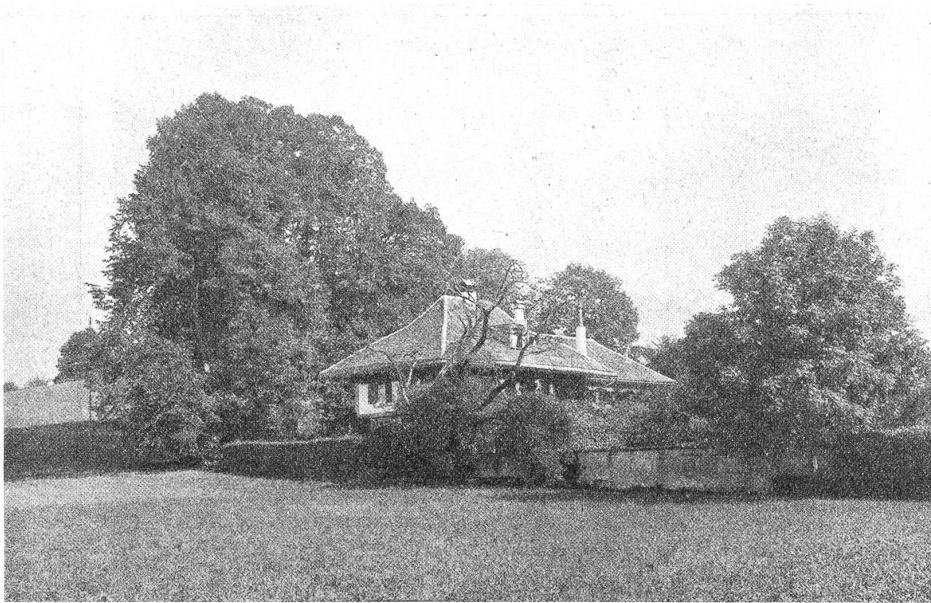
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Monrepos: Ansicht von Nord-West. (Phot. A. Stumpf, Bern.)

Ein mageres Männchen mit einer Dächleinkappe auf dem langen Kopf und einem großen Paß unter dem Arm stand im Feuerschein, der jetzt beim eindämmernden Abend bis auf die rauhen Bretter der Schmiedbrücke hinausspielte.

„Der Schneider,“ machte brummig der Geselle, „der fade Kerl, der das Fliegen erfinden will.“

Das Bethli lachte eins heraus.

Jetzt stand der Schneider in der Schmiede.

„Der Tausend, der Tausend, kannst du mir denn keinen Bescheid geben, du Lachdrossel!“ herrschte er mit hochgezogenen Augenbrauen die junge Magd an. „Was gibt's denn da zu lachen! Lach du über dich und deine Kinder, du Taubeneinfalt! Wo ist der Kleinhans? Ich habe ihm da seine neue Hose. Zudem will ich ihm die Zeitungen übergeben, in die ich die Hose eingewickelt habe. Da stehen wieder Neuigkeiten drin. O du heilige Mutter sankt Anna! Das geht zu in der Welt, das geht zu!“ wehklagte er, die Augen verdrehend wie ein Kalb, das man am Schwanz zum Metzger drückt. „Zulezt muß man die Christen noch mit der Beschnabel suchen, wie nachts im April die Frösche. Es ist ein Jammer.“

Er streifte mit dem Ärmel seiner gehäufelten grauweißen Jacke die Esse, also daß sie schwärzer wurde als der Meineid.

Ueberlaut lachten das Bethli und der Geselle auf.

(Fortsetzung folgt.)

Mon Repos.

Im Südwesten unserer Stadt, dem Steinhölzli gegenüber, liegt ein rundlicher Moränehügel, von alten Schattenbäumen gekrönt. Er ist bekannt unter dem Namen „Lentulus-hübel“; denn droben findet sich das steinerne Grabdenkmal des weiland Generalleutenants von Lentulus. Nicht alle Berner wissen, wer dieser Lentulus war, dem zu Ehren eine Straße des Südwestquartiers Lentulusstraße getauft wurde. Die Inschrift des Grabmales besagt das Nötigste. Sie lautet:

Hier liegt Rupertus Scipio Lentulus, der Freund und General Friedrich des Großen und der hiesigen Republik. Des Schwarzen Adlers und des Heiligen Andreas Ordens Ritter. Geboren den 18. Aprilis 1714, gestorben den 26. Dec. 1786.

Ausführlicheres vernehmen wir aus Tilliers „Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern“.*) General Lentulus stammt aus begüterter bernischer Adelsfamilie. Sein Vater Caesar Josef war in österreichischen Diensten bis zum General und Reichsfreiherr emporgestiegen. Auch Robert Scipio diente zuerst im österreichischen Heer, trat dann aber in preussische Dienste über und wurde bald Vertrauter des Königs; erst Major und Flügeladjutant, dann 1752 Oberstlieutenant, 1755 Oberst, 1757 auf dem Schlachtfeld von Leuthen Generalmajor, erhielt 1770 den preussischen schwarzen Adler- und 1777 den russischen Andreasorden und erbat 1779 wegen Altersbeschwerden den Abschied. Im Februar 1767 kam er auf Urlaub in die Heimat. Seine Anwesenheit in Bern benutzte die Regierung der Republik, um mit seiner Hilfe nach preussischem Muster ihr Heerwesen umzugestalten. Während 14 Tagen, vom 8. bis 22. Juni desselben Jahres,

*) Vergl. auch „Berliner Woche“ Bd. II S. 43 ff.



Monrepos: Kamin im Esszimmer. (Phot. A. Stumpf.)

wurde auf dem Kirchensfelde ein „großes Lager“ abgehalten. 1600 Mann aller Truppengattungen waren hier zusammengezogen und wurden von Lentulus mit Hilfe einiger preußischer Offiziere gemustert und „getrillt“. Das Gutachten, das Lentulus hierauf der Regierung über ihre Miliz ablegte, lautete nicht in allen Teilen schmeichelhaft. Die lange Friedenszeit hatte ihrer Beweglichkeit und ihrem Schneid arg zugefügt. Lentulus' Ratschläge, die sich auf das Erreichbare beschränkten, wurden unverzüglich befolgt. Mit Stolz blickten nun die Berner auf ihre neu ausgerüsteten, neu reglementierten Truppen. Zum Dank für die guten Dienste erhob die Regierung den General, der sich die Entlohnung verbeten hatte, in den Rang eines Generallieutenants und schenkte ihm eine goldene Kette und eine Denkmünze. Im Frühjahr 1768 muß Lentulus abermals oder immer noch in Bern auf Urlaub geweißt haben. Denn Ende März beschloß der Rat, in Ausführung eines Rechtshandels mit Neuenburg, den Aufbruch einer ansehnlichen Truppenmacht nach Neuenburg unter General von Lentulus. Es kam indessen nicht zum Auszug, da Neuenburg den Widerstand aufgab und Berns Forderungen annahm. Endgültig kehrte Lentulus 1779 nach Bern zurück. Er kaufte, zum Landvogt von König ernannt, das an der Gemeindegrenze gelegene Landgut „Hübeli“ und taufte es „Mon Repos“, wohl in der



Monrepos: Salon mit Porzellanschränk und Kommode. (Phot. A. Stumpf, Bern.)



Monrepos: Aphrodite-Brunnen auf dem Vorplatz. (Phot. A. Stumpf.)

Meinung, seine Tage hier in Ruhe beschließen zu wollen. Doch noch etliche Male bedurfte die Republik seiner Dienste. Im Jahre 1781 mobilisierte sie 6000 Mann, um das vom Chenaux-Aufstande bedrohte Freiburg zu besetzen; doch Lentulus' Waffengefährte in preußischem Dienste, Oberst Monnod de Froideville, hatte mit seinen Dragonern schon so gründliche Arbeit getan, daß der Auszug der Hauptmacht unter Lentulus' Oberbefehl erübrigte. Dagegen gedieh im folgenden Jahre der Handel mit dem revolutionären Genf bis zum Kriegszug vor diese Stadt. Wieder war es General Lentulus, den die gnädigen Herren an die Spitze der 6000 Mann gestellt hatten. Aber auch diesmal gab es keine kriegerischen Lorbeeren zu holen. Genf ergab sich, ehevor es zum Sturm auf die von drei Heeren, einem französischen, saronischen und dem bernischen, umlagerte Stadt kam.

Was sich damals in Freiburg und Genf ereignete, war ein Vorbote des großen Revolutionssturmes, der bald auch das alte Bern in Trümmer stürzen sollte. Lentulus hat den Zusammenbruch nicht mehr erlebt. Er scheint ohnehin gegen Ende seines Lebens von seinem Glückstern verlassen gewesen zu sein. Wenigstens deutet eine Stelle in Tüllers' Geschichtsbuche darauf hin. Wir lesen da V. Bd. S. 313: „Edelmütig sprachen Räte und Bürger, als sie erfuhren, daß ihr greiser Feldherr, der General Lentulus, sich ungeachtet seiner glänzenden Laufbahn, in einer an die Dürftigkeit grenzenden Lage befinde, demselben einen Jahresgehalt von 1000 Kronen zu, der ihm für das Jahr 1786 sogleich ausbezahlt wurde. Allein des alten Kriegers Tage waren gezählt, und noch keine drei Wochen seit jener Begünstigung verfloßen, als er seinem großen Könige ins Grab nachfolgte.“

Schöner noch als die Geschichte hält die Volkslage die Verdienste des alten Generals fest. Sie will wissen, daß Lentulus hoch zu Ross begraben sei.*) Ein bernischer Barbarossa warte er auf die Stunde der Gefahr, um sogleich zur Hilfe bereit zu sein. Wenn schwere Zeiten drohen, wenn Kriegsgefahr sich dem Lande naht und die Herren im Rathaus unschlüssig raten, was zu tun sei und was zu lassen, dann hält es den alten General nicht mehr im Grabe. Er steht auf und reitet auf seinem Schimmel in die Stadt vor das Rathaus, um dort raten zu helfen, als ob man ihn wie ehemals

*) Mitteilung der Familie v. Sinner von Monrepos.

gerufen hätte. Auch in den ersten Augusttagen 1914 will man ihn gesehen haben, wie er auf der Schwarzenburgstraße im Galopp der Stadt zuritt.*) Furchtsame Diensthofen mögen die Gespenstergeschichte erfunden haben, die erklären will, warum der alte Herr wiederkommen muß. Er ließ sich, so erzählt man, auf seinem Toddbette von seinem Diener einen Spiegel bringen und sah hinein. Sterbende sollen das nicht tun, sonst werden sie in die Ewigkeit hinüber gestraft. Wenn es rauscht in den alten Bäumen, unter denen der Brunnen einformig plätschert, und nächtliche Regenschauer unheimlich gegen die Fensterläden schlagen, da hört man zuweilen Hufschlag auf dem Riesweg; und eine hohe Gestalt auf weißem Roß reitet in den Hof, wirft einem unsichtbaren dienenden Geist die Zügel zu und verschwindet im Haus...

Was ist aus Monrepos, dem Ruhesitz des Generals, geworden.***) Die Besitzung bildete früher ein Ganzes mit dem benachbarten Weißensteingut. Dieses gehörte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dem Bauherrn Simon-Franz Wurtemberg, der das Wohnhaus neu errichten ließ. Nach seinem Tode ging das Gut anno 1794 durch Verkauf an Herrn Friedrich Wurtemberg über. Von diesem erbte es dessen einzige Tochter Margarita-Catharina, vermählt mit Herrn Ludwig-Friedrich von Sinner von Märchlingen. Das Gut blieb in der Familie von Sinner bis 1912. Nach dem Tode der damaligen Eigentümerin kam das Weißensteingut an ihre Tochter, Frau Constance von Mülhlin, deren Gemahl es 1919 an Herrn Mehgermeister Pulver weiterverkaufte. Nur die Besitzung Monrepos blieb im Besitz der Familie von Sinner. Derzeitiger Besitzer ist Herr J. Rudolf-Richberger von Sinner.

Wer heute auf dem Lentulushügel steht und die landschaftliche Gegenwart mit der Vergangenheit von Monrepos vergleicht, kann sich eines Gefühls leiser Trauer nicht erwehren. Zu seinen Füßen brandet die Stadt, wo ehemals grüne Wiesenränder und zwischen Obstbäumen versteckt stille Landhäuser lagen. Nur die Namen sind von den ehemaligen stolzen Patrizierhöfen übrig geblieben: Morillon, „Holzigen Ofen“, Besenscheuer, Sulgenbach, Schölzli, Monbijou, Holligen und wie sie alle hießen. Sie alle sind von den Fingarmen der Großstadt erreicht, sind eingefaselt und zuletzt aufgefressen worden. Wir erleben ja gegenwärtig gerade das unruhliche Ende eines ehemals fürstlichen Landhauses, der Esenau.

Auch der Idylle auf der Westseite des Hügels wartet der Tod. Auf der weiten Matte, die sich vor Monrepos auf der Königsseite ausdehnt, steht nun eine Bauhütte. Reges Leben herrscht darum. Wohnhäuser im Rohbau stehen da; Straßenzüge sind profiliert. Wohl umgehen sie respektvoll das Gehöfte; doch hieße es, sich einer frommen Täuschung hingeben, wenn man an eine lange Frist für Monrepos glauben wollte — für das alte Monrepos, für die verschwiegene Campagne, an der man nur leisen Schrittes und mit sonntäglichen Gefühlen vorüberstreiten konnte, damals, als sie noch in ländlicher Abgeschlossenheit dalag. Sie lockte zahllose Sonntagsgäste aus der Stadt zu sich heraus. Den Unvorbereiteten empfing sie gleich im Hof mit einer reizvollen Überraschung. Im Schatten uralter Alleebäume, die den Riesplatz vor dem Wohnhause halbkreisförmig umgeben, plätschert ein Brunnen. Auf seinem Stod steht in verträumter Grazie eine allerliebste Liebesnöttin. Die steinerne Brunnenschale, der schöne Aufbau des Postaments, die edlen Linien der Steinfigur, dazu die

moosigen Stämme der Baumriesen, all dies atmet reine Rokoko Stimmung. Wir sehen uns plötzlich in die Zeit alt-patrizischer Herrlichkeit, in Sigmund Wagners „Goldenes Zeitalter“ zurückversetzt. Kavaliere in Seidenstrümpfen und mit zierlichen Degen und feine gepuderte Dämchen lustwandeln unter den Parkbäumen. Der General, gestieft und gespornt, mit der fredericianischen Popsperücke, reitet in den Hof. Galante Verbeugungen, französische Komplimente. Die Gesellschaft tritt ins Haus. Befrachte Diener öffnen die Flügeltüre des Salons. Jagdszenen, Pastorale à la Boucher und Watteau, Ahnen-Porträts in der Manier eines La Tour oder Anton Graff schauen auf die zierlichen Polstermöbel mit geschweiften Füßen herab oder widerspiegeln sich im vergoldeten Spiegel über dem Kamin, auf dessen Konsole die Stoduhr tickt und silberne Kandelaber glänzen...

Artschläge der Zimmerleute auf dem nahen Bauplatz — die Gestalten sind verschwunden. Vorbei ist jene Zeit. Die Gegenwart, das Leben will sein Recht. Die Vergangenheit muß weichen, ob gern oder ungern.

Monrepos wird vergehen. Mit ihm wird verschwinden der Frühling am Waldsaum, das Weichen in der Heide, der Verchentriller auf sommerlichem Felde. Die Großstadt mit ihrem Brodem wird sie verschlingen. Schade darum! Doch auch wir versinken einst und machen neuen Geschlechtern Platz. Den Zukünftigen gehört die Zukunft! H. B.

Prosit Neujahr!

Volkstümliche Skizze von F. V.

Wohl kein Volksbrauch erfreut sich so allgemeiner Verbreitung wie das Glückwünschen am Neujahrstage. Wenn es auch infolge Gewohnheit vielfach gedankenlos geschieht, missen möchte man es doch nicht. Es gehört nun einmal zum Jahreswechsel. Schon die alten Römer versäumten nicht, sich beim Jahreswechsel Glück zu wünschen, sandten sich Geschenke mit der Inschrift: „Anno novo faustum felix tibi“. Im Mittelalter, als der schwärzeste Aberglauben sich breit machte, erhielt das Glückwünschen mehr den Sinn einer Besegnungsformel. Man wollte damit sich und andere vor Unglück und Mißgeschick bewahren. Deutlich geht das aus Sebastian Brants „Narrenschiff“, 1494 erschienen, hervor, worin es u. a. heißt:

„Und wer nit ettwas nuwes hat,
Und um das nuw jor hyngen gat,
Und gryn tann ritz steckt in syn huß,
Der meynt, er leb das jor nit uf.
Des gleichen zu dem nuwen jor,
Wenn man nit ettwas schenken dut,
Der meynt, das ganz jor werd nit gut.“

Im übrigen kannte das Mittelalter gereimte Neujahrssprüche. Nach und nach erstarrten diese zu den heute üblichen festen Glückwunschoformeln. Reste der alten Glückwünsche lassen sich da und dort noch etwa nachweisen. Otto Sutermeister überliefert z. B. aus dem Aargau folgende Form: „Soviel Tröpfli im Rege, soviel Plätzli im Schnee, soviel Sand am Meer gläge, soviel Glück und soviel Säge wöll euch Gott der Höchste gee.“ Wir wollen nun versuchen, zu zeigen, wie man sich heutzutage in der Schweiz das neue Jahr anwünscht. Wir stützen uns dabei auf das schweizerische Idiotikon, Otto Sutermeisters „Die schweizerischen Sprichwörter der Gegenwart“, das schweizerische Archiv für Volkskunde von 1897 und auf einige andere volkstümliche Werke.

Begnügt man sich in den Städten immer mehr mit dem kurzen profaischen „Prosit Neujahr“, auf dem Lande hält man fest an der althergebrachten Formel: „I wünsch ech es guets, glüchhaftigs neus Johr und gueti G'sundheit.“ Dieses „glüchhaftig“ spielt seit Jahrhunderten im Neujahrsglückwunsch eine große Rolle. Nach dem Idiotikon wünschte schon Megidius Tschudi dem Josias Simmler „ein guet glüchhaftig nüw jar mit wolfart und gesundheit ze ver-

*) Man vergleiche auch die Lentulusage in Hedwig Correvon, Gespenstergeschichten aus Bern.

**) Wir verdanken die nachstehenden, leider nicht lückenlosen Angaben der freundlichen Auskunft des derzeitigen Besitzers und seiner Angehörigen. Sie boten auch in entgegenkommender Weise dem Autor der Aufnahmen zu unseren Abbildungen, Herrn A. Stumpf, Gelegenheit, seine prächtige photographische Sammlung altbernerischer Patriziersitze um eine schöne Kollektion zu vermehren.